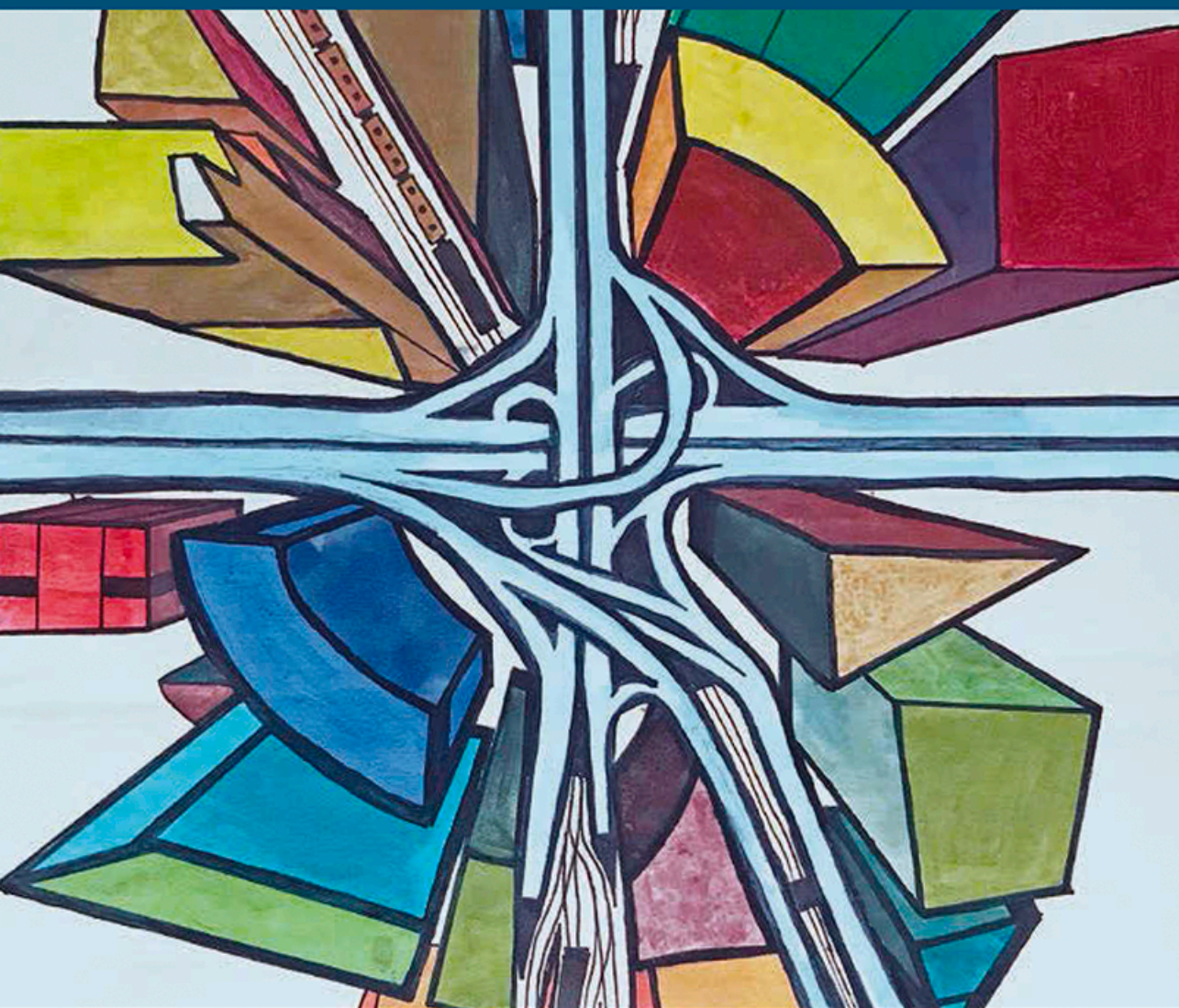


Andreas Jüttemann (Hrsg.)

Stadtpsychologie

Handbuch als Planungsgrundlage



PABST

Andreas Jüttemann (Hrsg.)

Stadtpsychologie

Andreas Jüttemann (Hrsg.)

Stadtpsychologie

Handbuch
als Planungsgrundlage



PABST SCIENCE PUBLISHERS
Lengerich

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Geschützte Warennamen (Warenzeichen) werden nicht besonders kenntlich gemacht. Aus dem Fehlen eines solchen Hinweises kann also nicht geschlossen werden, dass es sich um einen freien Warennamen handelt.

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2018 Pabst Science Publishers · D-49525 Lengerich
pabst@pabst-publishers.de
www.pabst-publishers.de
www.psychologie-aktuell.com

Print: ISBN 978-3-95853-389-9
eBook: ISBN 978-3-95853-390-5 (www.ciando.com)

Titelbild: A. Jüttemann
Formatierung: μ
Druck: KM-Druck · 64823 Groß-Umstadt

Inhaltsverzeichnis

Zur Einführung

Was ist Stadtpsychologie? <i>Andreas Jüttemann</i>	9
--	---

Es begann in Berlin <i>Dietmar Görlitz</i>	25
--	----

Stadt und Lebensqualität

Städtische Wohnbauformen <i>Harald Deinsberger-Deinsweger</i>	57
---	----

Gutes Leben in der Stadt <i>Melanie Jaeger-Erben & Ellen Matthies</i>	81
---	----

Erholungsräume in der Stadt <i>Herbert Reichl</i>	97
---	----

Die Stadt der Zukunft aus psychologischer Sicht <i>Peter G. Richter</i>	113
---	-----

Besondere Bewohnergruppen

Naturerfahrungsräume – Chancen für Kinder in der Stadt <i>Bettina Bloem-Trei, Claudia Friede, Jutta Heimann, Dörte Martens, Maren Pretzsch, Jürgen Peters & Heike Molitor</i>	147
---	-----

Stadt und Kreativität <i>Louisa Schwöpe</i>	161
---	-----

Demenz im öffentlichen Raum

*Julia Heiser, Nicolas Tim Holt, Andreas Jüttemann, Christof Pflaum,
Tom Levin Schöps, Mario Seibold & Juliane Stubner* 175

Partizipation

Stadterleben und -aneignung aus der Bewohnerperspektive

Alexander G. Keul 207

Wohlbefinden in funktionalen, schönen und sozialen Städten

Rainer Maderthaner 221

**Partizipative Stadtentwicklung am Beispiel
des Wiener Donaukanals**

Cornelia Ehmayer-Rosinak 239

Autor*innen 257

Zur Einführung

Was ist Stadtpsychologie?

Andreas Jüttemann

„Eine Stadt ist umso urbaner, je mehr sie zur optimalen Persönlichkeitsentwicklung ihrer Nutzer beiträgt“ (Hellbrück & Fischer, 1999, S. 469).

In früheren Zeiten waren Dorfgemeinschaften nur erweiterungsfähig, wenn es gelang, für die überzähligen Familienmitglieder, d.h. insbesondere für die zweiten und dritten Söhne, zusätzliche Nahrungsquellen zu erschließen. Größere Siedlungen entstanden als Handelsplätze an den Kreuzungen von Fernstraßen und an Flussübergängen, als Residenzen von Herrschenden und Sitz von Verwaltungen und Gerichten, als Grenzübergänge und Militärstandorte. Es kam zu einer Gründung von Städten, unter denen vor allem diejenigen bedeutsam wurden und sich ausdehnten, die den Mittelpunkt ganzer Reiche bildeten. Mit Beginn der Industrialisierung beschleunigte sich der urbanistische Differenzierungsprozess, weil die überall errichteten Fabriken Arbeitsplätze boten. In verstärktem Maße strömten die Menschen in Bergwerksregionen, die sich in einem wirtschaftlichen Aufschwung befanden.

Zugleich steigerte der Einsatz von Maschinen und die Verwendung chemischer Düngemittel die agrarische Produktivität. Die Bevölkerung konnte nahezu ungehindert wachsen, weil das Nahrungsangebot immer größer und der Transport der Lebensmittel in die Städte aufgrund technischer Verkehrsmöglichkeiten einfacher wurde. Da sich mehrere neue Industriezweige und Dienstleistungssparten herausbildeten, stiegen auch die Einwohnerzahlen in den Städten. Die Bewegungen verliefen zum Teil geradezu sprunghaft und heute lebt ein Großteil der Menschen in riesigen Metropolen, die eigenständige Gesellschaftskörper darstellen.

Psychische Ursachen sind für die beobachtbare Entwicklung von entscheidender Bedeutung. Das ist das Grundlagenthema einer historischen Stadtpsychologie. Die hier zu erzielenden Erkenntnisse sind in dem Maße auch für die Gegenwart wichtig, in dem sie einen gewissen „Trendcharakter“ besitzen. Aktuell zu beachten ist in diesem Kontext die Gegenläufigkeit der Tendenzen: Zum einen streben die Menschen

in die Städte, weil sie dort am ehesten einen Arbeitsplatz finden. Zum anderen erleben sie die Luftverschmutzung und den Verkehrslärm als beeinträchtigend und möchten deshalb auf dem Lande wohnen. Die Divergenz der Intentionen hat Massen von Pendler*innen hervorgebracht. Dort, wo Städte über ein Verkehrsnetz verfügen, das sich bis zu den Randbezirken hin ausdehnt, kommt das „Park & Ride“-Prinzip zur Geltung.

Ein zentrales Anliegen der Stadtpsychologie besteht darin, offene Wünsche sowie die Perspektiven und Probleme ihrer Verwirklichung zu erfassen und insgesamt zu einer Verbesserung der Lebenssituation beizutragen. Das betrifft auch die Frage, welche gesundheitlichen Schäden verhindert oder auf ein Minimum reduziert werden können. In dieser Hinsicht wird Stadtpsychologie zu einer *Gesundheitspsychologie*, in deren Rahmen das Eintreten für den Schutz der Kinder und der älteren Menschen als eine besondere Aufgabenstellung anzusehen ist.

Vorrangig wird Stadtpsychologie zu einer *Sozial- und Umweltpsychologie*, wo es darum geht, zufriedenstellende Wohnverhältnisse herzustellen und aufrechtzuerhalten. Zu diesem Zweck gilt es, sowohl die Bedürfnisse der Bevölkerung zu erheben als auch die Behörden in ihren Planungen zu unterstützen. Es versteht sich von selbst, dass städtische Gesellschaften nicht als Marktsysteme missverstanden und dem freien Spiel der Kräfte überlassen werden dürfen, auch wenn einige Wirtschaftsgruppen das vielleicht anstreben und in ihren Zielsetzungen von der Politik unterstützt werden. Demgegenüber wird Stadtpsychologie u.U. zu einer kontrollierend eingreifenden *Politischen Psychologie*, die eigene Vorstellungen erarbeitet und umzusetzen versucht, und nicht darauf angewiesen ist, von irgendeiner Seite beauftragt zu werden, da es ihr darauf ankommt, für *alle* Bevölkerungsgruppen ein größtmögliches Wohlbefinden herzustellen und zu sichern.

Wohnbezirke sind materielle Gebilde, repräsentieren aber in erster Linie soziale Lebensformen. Unerfüllte Wünsche individueller oder gemeinschaftlicher Daseinsgestaltung lassen Unzufriedenheit entstehen, gegen die angekämpft wird. Die Bemühungen richten sich zum Beispiel gegen jene „Unwirtlichkeit“ der Städte, die Alexander Mitscherlich bereits vor mehr als 50 Jahren als eine kritikwürdige Wirklichkeit beschrieben hat und die überwunden werden muss. Das erfordert Konzepte, die – über eine psychotherapeutische Erfahrungsbildung hinaus – auf der Basis sozial- und umweltpsychologischer Forschungsergebnisse zu erarbeiten wären. Generell sind Städte riesige Austausch- und Versorgungssysteme, die viele Geschäftszweige und Berufsgruppen umfassen. Defizite können zu einer Beeinträchtigung der Lebensqualität der Bewohner*innen führen. Hier zeigt sich für praxisnah tätige Stadtpsycholog*innen die Aufgabe, sichere Erkenntnisse über entstan-

dene Probleme oder sogar Missstände zu gewinnen und für eine Besserung der Verhältnisse einzutreten.

Jede Stadt stellt im Grunde einen eigenen Gesellschaftskörper dar, dessen Funktionieren auf einem Zusammenwirken vielfältiger Kräfte beruht und der darauf ausgerichtet ist, berechtigten Bedürfnissen Genüge zu tun. Früher wurden damit verbundene Fragestellungen, die das konkrete Erleben und Verhalten der Menschen betreffen, einer „Alltagspsychologie“ zugeordnet, die allerdings keine besonders hohe akademische Anerkennung genoss, weil sie die Anwendung strenger hypothesenprüfender Verfahren nicht erlaubte. Doch inzwischen ist nicht mehr zweifelhaft, dass einer Verwertung experimentell gewonnener psychologischer Untersuchungsergebnisse enge Grenzen gesetzt sind. Das liegt vor allem daran, dass die gesellschaftliche Wirklichkeit bzw. die individuellen Bestrebungen der Menschen ständigen Veränderungen unterliegen. Darin kommt *der psychische Wandel* zum Ausdruck, und damit ein Thema, das in der gegenwärtigen Psychologie völlig vernachlässigt wird. Lediglich Wilhelm Wundt [1832-1920] hatte erkannt, wie wichtig diese Forschungsaufgabe ist und seine Auffassungen in dem monumentalen zehnbändigen Werk *Völkerpsychologie* (Wundt, 1900-1920) dargelegt. Dieser wichtige geisteswissenschaftliche Ansatz geriet jedoch – zu Unrecht – in Vergessenheit. Demgegenüber ist in der Soziologie das Verhältnis von Psychogenese und Soziogenese seit Norbert Elias (1939/1978) eine vielbeachtete Fragestellung. Für Elias (1969) ist „die höfische Gesellschaft“ der Ursprung aller kulturellen Wandlungsprozesse. Es ist jedoch anzunehmen, dass gerade nicht die mit Herrschersitzen verbundenen Metropolen, sondern die Städte bürgerlicher Provenienz für den sozialen und für den psychischen Wandel die größte Bedeutung besitzen. Auch in der Gegenwart finden diese Veränderungsbewegungen vor allem in den Städten statt und sind hier am besten zu untersuchen.

Kein Lebensraum bietet günstigere Möglichkeiten zur Entfaltung der Persönlichkeit als die Stadt. Das ist der große Vorteil dieser künstlichen Form von Umwelt, und auf diese Sicht der Thematik bezieht sich das diesem Einführungsbeitrag vorangestellte Zitat.

Besondere Aufgabenstellungen

Wie können die wünschenswerten Erscheinungsformen städtischen Lebens gefördert und schadenstiftende Entwicklungen verhindert oder abgemildert werden? Das ist die tragende Zielsetzung für eine *Vergleichende Stadtpsychologie* als Anwendungswissenschaft und einer daraus abgeleiteten Praxis. Unterschiedliche städtische Ausprägungsformen, die sich in Abhängigkeit von der Größenordnung der Einwohnerzahlen

sowie im Hinblick auf den jeweiligen Kulturkreis herausbilden, könnten u.U. die Gegenüberstellung einer Allgemeinen und einer Differentiellen Stadtpsychologie sinnvoll erscheinen lassen.

Eine zusätzliche Orientierung stadtpsychologischer Forschung liegt dort vor, wo Städte hinsichtlich ihrer zum Teil sehr langen Entstehungsgeschichte und ihrer individuellen Eigenart betrachtet werden. Städte sind in erster Linie Ergebnisse wirtschaftlicher, politischer und kultureller Entwicklungen. Da sich aber die Gestaltungsmotive und die initiativ werdenden schöpferischen Persönlichkeiten im Laufe der Zeiten ändern, ist auch eine *Historische Stadtpsychologie* unverzichtbar und dürfte zu interessanten Beschreibungen führen.

Eine historisch-stadtpsychologische Auswertung könnte zum Beispiel auch für die 27 Bände der *Deutschen Stadtchroniken* in Betracht kommen, die der Historiker Karl Hegel [1813-1901], der in einem Nachruf als „Städtehegel“ gewürdigt wurde, in den Jahren zwischen 1862 und 1899 herausgab (vgl. Kreis, 2012). Die hochinteressanten Arbeiten Hegels, ein Sohn des Philosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel, warten auf ihre Wiederentdeckung.

Als geschichtlich entstandene soziale Lebensform besitzen alle menschlichen Ansiedlungen individuellen Charakter, d.h. besondere Merkmale und eine einzigartige Atmosphäre. Eine Fragestellung für eine zukünftige Forschung könnte deshalb lauten: Worin zeigt sich die Eigenart einer Stadt? In zunehmendem Maße scheint darin eine wissenschaftliche Aufgabe gesehen zu werden. Anzeichen dafür sind neuere historische Vergleiche zwischen berühmten europäischen Hauptstädten und – in Deutschland – der Trend zum Wiederaufbau von Kirchen und Schlössern, die in der DDR aus ideologischen Gründen einem Sprengungsbeehl zum Opfer gefallen waren.

Gegenwärtig präsentiert sich Stadtpsychologie jedoch vorwiegend als das, was Miege und Hoffmann (2006) als Definition vorschlagen:

„Stadtpsychologie ist die Anwendung der Psychologie auf Probleme der Stadt, ihrer Entwicklung und der Stadtplanung. Mit Beginn des 21. Jahrhunderts lebt mehr als die Hälfte der Menschheit in Großstädten“ (a.a.O., S. 3).

Die Formulierung zeigt, dass vor allem Großstädte den Gegenstand einer so deklarierten Stadtpsychologie bilden. Stadtentwicklung zielt jedoch generell auf eine Sicherung und eventuelle Steigerung des seelischen Wohlbefindens der Bewohner*innen. Aus psychologischer Sicht stehen dabei die Fragen nach der Lebensqualität sowie nach der Ermöglichung einer optimalen Persönlichkeitsentwicklung und Interessenentfaltung der Individuen im Vordergrund.

Die Anfänge

Eine erste systematisch-komparative stadtpsychologische Studie wurde in Deutschland 1935 von Muchow und Muchow durchgeführt (vgl. Flade, 2015, S. 212). Es ging dabei um den „Lebensraum von Großstadtkindern“. Nach Jakob von Uexküll (1936) lässt sich die Lehre von der Umwelt als „eine Art nach außen verlegter Seelenkunde“ verstehen. Wirth stellt 1938 die Oberflächlichkeit und Anonymität der Menschen sowie den flüchtigen „Charakter der sozialen Beziehungen“ als ursächlich für einen „Zustand der Anomie oder der sozialen Leere“ in den Städten heraus. Dieser Auffassung folgt Willy Hellpach 1939 in einem stark beachteten Buch zum Thema *Mensch und Volk der Großstadt*. „Anonymität“ und „Entfremdung“ sieht der Autor als besondere Probleme der Großstadtmenschen. Die Bewohner interessieren sich wechselseitig nicht sonderlich füreinander und finden die Frage nach dem Wohlergehen ihrer Nachbarn nicht wichtig. Hellpach sieht darin ein Phänomen, das einer näheren Untersuchung bedarf, und weist diese Aufgabe der näheren Sozialpsychologie zu. Zu klären wäre, wie die erkennbare Gleichgültigkeit entsteht. Das erfordert auch einen Rückblick in die Vergangenheit:

„Hier setzt die Erkenntnis der Sozialpsychologie ein. Sie deckt auf, welche geschichtlichen Aufgaben die Daseinsform der Stadt mit besonderer Entschiedenheit und Raschheit stellt und löst – weil sie nur mit großen, eng zueinander gebrachten Menschenballungen gestellt und gelöst werden können“ (Hellpach, 1952, S. 131).

Hellpach hält aber die Sozialpsychologie nicht für allein zuständig, sondern fordert zur Erforschung der Großstädte eine interdisziplinäre Kooperation:

„An den Aufgaben, um die es uns geht, haben mehrere Wissenschaften vereint mitzuwirken. Es ist nur fruchtbar, wenn jede von ihnen dabei ihrer besonderen Frage- und Verfahrensweisen auf das Thema Großstadt anwendet (a.a.O., S. 129).

Hellpachs Ausführungen gipfeln in dem Satz:

„Es ist eine richtige Universitas Literarum, zu welcher der Forschungsgegenstand Großstadt aufruft!“ (a.a.O., S. 133).

Ähnlich wie Jakob von Uexküll vertrat auch der Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich (1965) die Ansicht, dass „die Art und Weise, wie

wir unsere Umwelt gestalten, ein Ausdruck unserer inneren Verfassung ist“ (a.a.O., S. 50). Für Mitscherlich stellt sich vor allem die Frage, ob eine am Reißbrett geplante Stadt überhaupt eine lebenswerte Umwelt garantieren kann. Umweltgestaltung und Selbstentfaltung werden hier in einem engen Zusammenhang gesehen. Aber auch die sozialen Belange gewinnen eine besondere Bedeutung.

Milgram (1970) sieht, vergleichbar mit Hellpach, Tendenzen zu einem sozialfeindlichen Verhalten. Dazu gehört die „Weigerung, etwas mit den Nöten einer anderen Person zu tun zu haben, selbst wenn diese Person verzweifelt Beistand braucht“ (a.a.O., S. 144). Der Autor hebt stadtpsychologisch relevante Fragestellungen hervor, die in den USA bereits in den 1960er-Jahren beachtet wurden, und verweist in diesem Kontext vor allem auf Stressoren, die in den Städten aufgrund der hohen Anzahl von Menschen und der Dichte des sozialen Zusammenlebens in Erscheinung treten:

„Diese äußerlichen Faktoren erlebt das Individuum als Überbelastung (overload) in den Bereichen des Rollenverhaltens, der Normen und kognitiven Funktionen sowie beim Gebrauch von Einrichtungen. Die Überbelastung führt zu adaptiven Mechanismen, die die besondere Atmosphäre und das typische Verhalten in der Großstadt bewirken“ (a.a.O., S. 142).

Die Fortsetzung

Stadtpsychologie berührt nicht nur das Forschungsfeld der Sozialpsychologie, sondern wird außerdem dem Wissenschaftsbereich Umweltpsychologie zugeordnet, der sich in Deutschland verstärkt seit den 1970er-Jahren entwickelt hat (Graumann, 1976; Kaminski, 1976). Flade (2015) stellt rückbetrachtend wichtige Ergebnisse der stadtpsychologischen Forschung zusammen. Die Untersuchungen betrafen vor allem die Großstadt. Dörfer und Kleinstädte blieben weitgehend außer Betracht (a.a.O., S. 211).

Im deutschen Sprachraum verbinden sich bedeutsame stadtpsychologische Forschungen mit den Namen Miege und Hoffmann (2006; vgl. auch Miege, 2013). Die beiden Wissenschaftler reagierten nicht zuletzt auf kritische Stimmen, die schon früh laut geworden waren. In zunehmenden Maße sah man in der Stadt ein „unnatürliches Habitat, das Menschen krank machen kann“ (Flade, 2015, S. 213). Je unzulänglicher sich die Verhältnisse darstellten, desto wichtiger wurde die Frage nach der Eignung eines städtischen Umfelds für ein zufriedenes Leben. Stress, Lärm, Angst und Entfremdung traten offenbar

in den Nachkriegsjahren noch stärker in Erscheinung als zu Zeiten Hellpachs.

Insbesondere die Untersuchung von Stressfaktoren entwickelte sich in den vergangenen Jahren in der Stadtpsychologie zu einem zentralen Thema: „Stress wird erlebt, wenn die Umweltbedingungen als beeinträchtigend oder bedrohlich wahrgenommen werden“ (a.a.O., S. 219). Flade hebt in diesem Zusammenhang Stressformen hervor, die in der Beziehung zwischen Mensch und Umwelt hervortreten (a.a.O., S. 212).

Als Einzelphänomen wird in diesem Kontext vor allem ein „overload“ („sensorische und informatorische Überlastung“) häufig untersucht (a.a.O., S. 212). Chronischer Stress führt sehr oft zu psychischen Erkrankungen mit somatischen Reaktionen (Gifford, 2007, S. 287; Flade, 2015, S. 219).

In der stadtpsychologischen Forschung kamen vor allem die methodischen Grundlagen der Umweltpsychologie zur Geltung. In der Umweltpsychologie „sind Untersuchungen Umweltausschnitte, die immer aus Lebewesen und umgebendem Milieu bestehen, wobei beide (untrennbar) miteinander verknüpft sind bzw. sie sich (bis zu einem gewissen Grad) wechselseitig definieren“ (Harloff & Ritterfeld, 1993, S. 34).

Ursprünglich war Stadtpsychologie eine Errungenschaft der westlichen Welt. Es erschien als sinnvoll, sich mit Befindlichkeiten städtischer Bewohner*innen auseinanderzusetzen, und es ging um die Verbesserung des „Selbstoptimierungspotenzials“, das nur unter „günstigen Bedingungen zur Entfaltung“ kommt (Gerlich, 2006, S. 15). In Notzeiten besteht dafür kein Bedarf. Daraus resultiert, dass die Stadtpsychologie ein vergleichsweise junges Fach ist. Harloff und Ritterfeld (1993) merken dazu im Rückblick auf die Nachkriegsverhältnisse an:

„Die Menschen waren froh, überhaupt ein Dach über dem Kopf zu haben und paßten sich ihrerseits den technischen und sozialen Gegebenheiten an. Erst bei den gestiegenen Ansprüchen der Bevölkerung der reichen Industrienationen und bei Fehlplanungen des städtischen („sozialen“) Massenwohnungsbaus mit gigantischen gesellschaftlichen Folgekosten wurde Wohnen auch aus psychologischer Sicht zum Problem“ (a.a.O., S. 31).

Manche Ergebnisse stadtpsychologischer Forschung wirken banal. So trennt Félonneau (2014) zwischen „urbanophilen“ und „urbanophoben“ Menschen: *Urbanophile* bagatellisieren Belastungen wie Lärm und Kriminalität in Städten, während *Urbanophobe* zum Dramatisieren neigen.

Kritik an der Stadtplanung und erkennbare Folgewirkungen

Besondere Kritik erfuhren zwei stadtplanerische Paradigmata, die in den späten 1950er-Jahren entstanden waren: Der im Nachkriegsdeutschland favorisierte Großsiedlungsbau und das nach Reichow (1959) begründete Konzept „autogerechte Stadt“. Vor allem die riesigen Trabantenstädte und großzügig ausgebauten Durchgangsstraßen stießen zunehmend auf Missfallen. Der neuen Bewertungstendenz und Stimmungslage verlieh vor allem der Psychoanalytiker Mitscherlich (1965) in seiner als *Kampfschrift* eingeordneten Monografie „*Die Unwirtlichkeit unserer Städte*“ Ausdruck:

„Mitscherlich empfand die nach dem Zweiten Weltkrieg gemäß technokratischen Ansätzen wiederaufgebauten Städte Westdeutschlands als eine tendenziell lebensfremde Atmosphäre und forderte Stadtplaner und Psychologen auf, sich an einen Tisch zu setzen, um einen städtischen Raum zu schaffen, in dem die Bewohner glücklich und zufrieden leben könnten“ (Jüttemann, 2017, o.S.).

Mitscherlich bezog sich auch auf Autoren, die sich bereits vorher in den USA klageführend zur Stadtplanung geäußert hatten. Insbesondere Lewis Mumford (1951) und Jane Jacobs (1963) waren in diesem Zusammenhang bekannt geworden. Die breiten Schichten der Bevölkerung blieben von dieser Kritik zunächst unberührt. In den 1960er-Jahren überwog noch die Hoffnung auf eine technisch durchgeplante städtische Lebensform. Die Menschen begrüßten breite Straßen und die Bewohner*innen der Großsiedlungen freuten sich über die zweckgerechte Gestaltung der Gebäude und der Einrichtungen. Aufgrund des wachsenden Wohlstands stiegen aber auch die Ansprüche, die ästhetische und soziale Gesichtspunkte betrafen.

Ein Ziel stadtpsychologischer Forschung bestand inzwischen darin, problematische Settings im städtischen Raum aufzuspüren und Pläne zur Verbesserung der Lebensqualität zu entwickeln (Hunecke, 2010, S. 360; Flade, 2015, S. 214). In diesem Zusammenhang wurde versucht, Forderungen zu berücksichtigen, die Rambow (2003) bereits früher erhoben hatte: Danach sollten Stadtplaner*innen und Psycholog*innen eng zusammenarbeiten und dabei unmittelbar von den Bedürfnissen der Bevölkerung ausgehen. In diesem Zusammenhang wären auch ästhetische Gesichtspunkte zu beachten. Zur Überwindung unterschiedlicher Positionen müssten Kompromisse ausgehandelt werden.

In der Mitte der 1970er-Jahre entstanden auch in der breiten Öffentlichkeit skeptische Sichtweisen auf die Stadtplanung. Bürgerinitiativen wurden gegründet und verwiesen auf die schädlichen Folgewirkungen

einer Neuplanung von Großsiedlungen und eines überdimensionierten Ausbaus von Straßen. Besonders heftig geriet der kommunale Autobahnbau in die Kritik. Es kam zu einer Streichung von Planungen, wie z.B. der Westtangente in Berlin, und zu einem vergleichsweise „umweltschonenderen“ Ausbau unverzichtbarer erscheinender Straßen (vgl. Jüttemann, 2017). Die Reaktionen auf die partizipativ durchgesetzten Veränderungen blieben zwiespältig. Ein Teil der Bevölkerung war mit den manchmal radikal vorgenommenen Einschränkungen nicht einverstanden. Dennoch war, wie Harloff und Ritterfeld (1993) hervorheben, die Überzeugung vorherrschend,

„daß eine reine Planungsperspektive, das heißt, eine Planung, die ohne Kontakt mit den Menschen, die die geplanten Objekte bewohnen werden und ohne psychologische Kenntnisse über das Erleben und Handeln von Menschen, in der Gefahr steht, fehlzuplanen“ (S. 41).

Keul (1995) meint, die Stadtpsychologie müsse das „subjektive Erleben urbaner Mensch-Umwelt-Beziehungen dokumentieren und damit als Vermittler zwischen Planern und Betroffenen“ auftreten (S. 1).

Nach Gerlich (2006) besteht die Hauptfragestellung, der sich die Stadtpsycholog*innen zu widmen hätten, in der Aufhebung der Diskrepanz zwischen der technokratisch-abstrakten Stadtplanung und den realen Bedürfnissen der Bewohner*innen. Stadtpsycholog*innen können dabei helfen, „die räumlich-materielle Beschaffenheit der Lebensumwelt näher zu erforschen und der Umweltgestaltung neue Sichtweisen zu eröffnen“ (a.a.O., S. 18).

Auch Flade (2015) stellt fest, dass Partizipation inzwischen unabweisbar geworden sei. Expert*innen und Behörden müssten sich darauf einstellen, die Nutzer*innen in die Planung von Anfang an einzubeziehen. Da Stadtgestaltung in erster Linie eine kulturelle und soziale Aufgabe darstelle, wäre der ständige Gedankenaustausch mit den Nutzer*innen die entscheidende Arbeitsgrundlage für die Expert*innen (also für die Planer*innen und Psycholog*innen; vgl. Flade, 2015, S. 217).

Forschungsfragen der Stadtpsychologie

Eine wichtige Forschungsfrage der Stadtpsychologie leiten Burkhardt und Laage (1993) aus einer Kritik an der gängigen Praxis ab:

„Wie aber steht es mit der Kenntnis psychischer Wirkungen von Raumstrukturen auf den Menschen? Hier greift der Stadtplaner und Architekt – wenn es gut geht – zu seinem eigenen Erfah-

rungs- und Erlebnisschatz. Etwas wenig, wenn man bedenkt, daß seine Werke Jahrzehnte die Lebenswelt von Generationen prägen!“ (a.a.O., S. 3).

Die Autoren fordern eine grundlegende Veränderung der Situation und formulieren im Hinblick auf eine Psychologie des Städtebaus die folgenden Fragen (Auswahl):

- „Welche Wirkungen gehen von Raumsituationen auf bestimmte Handlungszusammenhänge in Abhängigkeit von Material, Farbe, also auch optischen und haptischen Ansätzen auf einzelne Menschen aus? (...)
- Welche Auswirkungen haben Raumstrukturen auf die Verhaltensweisen von Menschen in Abhängigkeit ihrer jeweiligen Beziehung? (...)
- Welche Wirkungen üben langzeitliche ‚Restriktionen‘ oder umgekehrt ‚Angebote‘, die von Raumstrukturen ausgehen, auf Menschen, z.B. besonders auf Heranwachsende aus?“ (a.a.O., S. 4).

Gerlich (2006) fügte später noch eine Liste von Aufgaben hinzu, die wie folgt zusammengefasst werden kann:

- Erfassen der Urteile der Stadtbewohner hinsichtlich der Veränderungswürdigkeit ihrer städtischen Umwelt,
- Hilfe bei Konfliktlösungen im Planungsprozess.
- Festlegen von generellen Zielen in der Stadtplanung.
- Vorschläge für die Gestaltung der städtischen Umwelt.
- Kritik alltagspsychologischer Annahmen von Architekten und Stadtplanern.

Flade (2015) nennt weitere Themen, die wie folgt referierend wiedergegeben werden:

- Analyse des (Groß-)Stadterlebens der Menschen und ihrer räumlichen Orientierung.
- Untersuchung der Orts- und Heimatverbundenheit von Großstadtbewohner*innen.
- Maßnahmen zur Förderung von sozialem Verhalten in Großstädten.
- Herbeiführung von Verhaltensänderungen hinsichtlich einer ökologischeren Verkehrsmittelwahl.
- Analyse der Privatheit und Vereinbarkeit mit sozialer bzw. baulicher Dichte in Städten.
- Bedrohlichkeit und Angst in öffentlichen Räumen.
- Umweltbewusstsein und Erholungswert in Großstädten.

So naheliegend und erstrebenswert die genannten Forschungsziele auch erscheinen, zur Begründung einer eigenständigen Fachrichtung

„Stadtpsychologie“ ist es in der Vergangenheit dennoch nicht gekommen. Ob das daran lag, dass es dem Themenfeld an Struktur mangle, wie Graumann (1990) vermutet, oder ob es der Forschung nur an Kontinuität und damit an Tradition fehle, wie Fuhrer (2008) annimmt (S. 438), muss einstweilen offenbleiben.

Die Stadtpsychologie nutzt experimentelle Verfahren und Fragebogenerhebungen ebenso wie Interviews und Umweltbeobachtungen (Flade, 2015, S. 213). Nach einem anderen methodischen Zugang wird die Stadt als „lebendiges Wesen“ (Ehmayer, 2001) betrachtet. Diesen Ansatz greift Gerlich (2006) auf:

„An der Stadt interessiert sie [Ehmayer, Anm. d. Verf.] besonders das Zusammenspiel unterschiedlichster Menschen, wie sie miteinander umgehen, was sie über die Stadt denken und wie sehr sie sich in ihrer Stadt wohlfühlen. Denn alle Menschen gemeinsam – mit ihren Stärken und Schwächen, Hoffnungen und Ängsten, ihrer persönlichen Vergangenheit und Zukunft – prägen das Wesen Stadt und beeinflussen auch das Lebensgefühl in ihr“ (a.a.O., S. 16).

Für den Autor zielt Stadtpsychologie hauptsächlich auf eine Verbesserung der sozialen Gerechtigkeit:

„StadtpsychologInnen können sich bei ihren Darstellungen aber nicht auf typische Erlebensweisen von StadtbewohnerInnen beschränken, sondern müssen immer darauf bedacht sein, die unterschiedlichen Bedürfnisse und Sichtweisen der BewohnerInnen zu beleuchten, um auch nicht zuletzt eine höhere soziale Gerechtigkeit für alle NutzerInnen zu gewährleisten“ (a.a.O., S. 19).

Stadtpsychologie als Gestaltungsaufgabe

Viele Städte entstehen und verändern sich „wildwüchsig“ in einem demographischen Prozess durch einen unkontrollierten Zuzug. Ein traurig stimmender Ausdruck dieses Vorgangs sind, vor allem in den ärmeren Ländern, die Slums mancher Millionenstädte. Aber auch die Willkürherrschaft der Investoren in den Industrienationen führt häufig zu einer angeblich marktgerechten, im Grunde aber ebenfalls „wildwüchsigen“ Entwicklung. Vor diesem Hintergrund ist die Gestaltungsaufgabe der Politiker*innen, der behördlichen Planer*innen, aber in neuerer Zeit auch partizipativ (und spätestens seit den 1980er-Jahren lautstark) agierender Bevölkerungsgruppen zu sehen. Die Vertreter*innen der

Stadtpsychologie haben die reale Situation in den Blick zu nehmen und zu erforschen, sollten aber auch kreativ und konstruktiv werden, d.h. konkrete *Gestaltungsmöglichkeiten* wahrnehmen und – u.U. im Verbund mit Bürgerinitiativen – nötigenfalls auch druckvoll durchsetzen. Es geht also nicht nur um ein Programm von Beratung und Mediation.

Graumann (1990) sah keine Dringlichkeit für den Aufbau einer Stadtpsychologie, denn neben der Stadtsoziologie, die sich immer schon mit urbanen Interaktionen beschäftigt habe, gäbe es ja noch die Anthropogeografie, die Mensch-Umwelt-Beziehungen untersuche. Allerdings ist diese Fachrichtung, wie Gerlich (2006, S. 14) feststellt, mehr auf die Erforschung landschaftlich-regionaler Bereiche und agrarischer Umwelten bezogen. Die Anthropogeografie analysiere kein individuelles Verhalten, sondern konzentriere sich auf Gruppen oder ganze Kulturen. Letztendlich präferiere sie eine human- und kulturökologische Thematik und unterscheide sich darin von der heutigen Umweltpsychologie.

Gerade wegen einer gewissen soziologischen Dominanz in der Stadtforschung fehlt es an genauen Analysen psychologisch relevanter Prozesse. Viele Fragestellungen ergeben sich erst, wenn jenen Einflussgrößen auf die Daseinswelt der Stadtbewohner*innen mehr Beachtung geschenkt werden, die für das Erleben und Verhalten bedeutsam sind. Bei dieser Forderung geht es aber nicht darum, die Stadtsoziologie als federführende „Stadtwissenschaft“ zu verdrängen, sondern um die Favorisierung einer interdisziplinären Zusammenarbeit. Eine Stadtforschung, bei der Sachkenner aus verschiedenen Wissenschaftsbereichen kooperieren, ist ja – wie bereits erwähnt – kein neues Desiderat, sondern eine Perspektive, die schon früh von Mitscherlich (1965) aufgezeigt wurde.

Diskussion:

Wen könnten stadtpsychologische Erkenntnisse interessieren?

Stadtpsychologie ist nicht Teil der Klinischen Psychologie, da kein kollektiv-therapeutischer Aspekt zum Tragen kommt, in manchen Fällen aber eine Art Mediationspsychologie, so zum Beispiel dort, wo Stadtplaner*innen und Bürgerinitiativen konfliktreich aufeinandertreffen. Potenzielle Kontroversen kennzeichnen aber auch das Verhältnis zwischen Unternehmer*innen und Arbeitnehmer*innen, zwischen Hausbesitzer*innen und Mieter*innen oder – vor allem in den 1980er-Jahren – zwischen Hausbesetzer*innen und der Polizei. Hier könnten Psycholog*innen u.U. eine vermittelnde Rolle einnehmen.

Omnipotente psychologische „Stadtexpert*innen“ wird es wahrscheinlich nie geben, wohl aber ein breit gefächertes Forschungsgebiet „Stadtpsychologie“, das vielleicht einmal im Rahmen einer übergrei-

fenden Disziplin „Stadtwissenschaft“ einen zentralen Platz einnehmen könnte. Stadtpsychologische Erkenntnisse, wenn sie denn zu gewinnen wären, würden vor allem vier Gruppen interessieren:

- *Erstens* kommen die Bewohner*innen als eine mögliche Zielgruppe in Betracht. Die Ergebnisse stadtpsychologischer Forschung sollen deshalb allgemeinverständlich veröffentlicht werden.
- *Zweitens* ist es wichtig, stadtpsychologische Erkenntnisse an die Vertreter*innen der Politik heranzutragen. Gerade diese Personengruppe müsste sehr stark an den Konsequenzen interessiert sein, die sich aus stadtpsychologischen Einsichten ergeben. Hier zeigt sich zugleich eine enge Verbindung zu den Bereichen Gesellschaftskritik und Politische Psychologie.
- *Drittens* können und sollen wissenschaftlich gewonnene Resultate den Stadtplaner*innen nützen. Im Hinblick auf diese Personengruppe käme es auf eine sehr anwendungsnahe Präsentation verwertbarer Ergebnisse¹ an. Hier wären auch besondere gesellschaftliche Probleme zu beachten, die sich auch im Kontext der Themen Segregation, Schichtenbildung und Ausgrenzung ergeben. Der Adressatenkreis für stadtpsychologische Erkenntnisse umfasst verschiedene Berufsgruppen. Dazu gehören die Referent*innen und Sachbearbeiter*innen in den einschlägigen Baubehörden, die Architekt*innen und Landschaftsgestalter*innen sowie jene Investor*innen, die größere Projekte realisieren möchten.
- *Viertens* ist anzustreben, dass Stadtpsychologie ein grundlegendes Fach in der Urbanistik wird. Für dieses Segment wäre – auf hohem Niveau – ein Lehrbuch zu entwickeln.

Zu diesem Band

Der vorliegende Sammelband genügt noch nicht dem Anspruch, ein solches Lehrbuch der Stadtpsychologie zu repräsentieren, kann aber sehr wohl als eine Vorstufe auf dem Weg zu diesem Ziel betrachtet werden, zumal der Titel eine Reihe von praxisnahen Beispielen enthält:

Unstrittig ist, dass Städte für eine Wissenschaft eine besondere Bedeutung besitzen, die sich mit dem Menschen und seiner psychischen Gesundheit beschäftigt (Flade, 2015, S. 211).

Im Sinne dieser Intention wurden für den vorliegenden Sammelband Beiträge ausgewählt, die zum einen den Stand der Forschung erkennen lassen, zum anderen als Beispiele für aktuelle Fragestellungen verstan-

¹ Stadtpsycholog*innen wirken in Österreich z.T. in Planungsgruppen direkt an Entwicklungsmaßnahmen mit. Partizipativ entwickelte stadtpsychologische Konzepte werden hier immer öfter miteinbezogen (vgl. Gerlich, 2006, S. 17). Die Stadt Wien gilt als Vorbild, wie u.a. in dem Beitrag von Ehmayer in diesem Band deutlich wird. Für die Herstellung und Erhaltung eines Gefühls hoher Zufriedenheit sind partizipative Methoden unverzichtbar (vgl. Ehmayer, 2001).

den werden können sowie für die Planung weiterer Untersuchungen und damit für das gesamte Forschungsfeld richtungsweisend sein dürften. Wichtige Projekte betreffen auch die Phänomene Alter und Krankheit. In diesem Rahmen wurde das Thema Demenz besonders ausführlich behandelt, weil es für die Zukunft städtischer Lebensgestaltung eine besondere Aufgabenstellung bedeutet, die sich aus der demografischen Entwicklung ergibt.

Vor allem dem Ziel, einen Überblick über wichtige Ansatzpunkte stadtpsychologischer Forschung zu erhalten, dient der vorliegende Band.

Literatur

- Burkhardt, H. G. & Laage, G. (1993). Zur Psychologie des Städtebaus und der Architektur. In H. J. Harloff (Hrsg.), *Psychologie des Wohnungs- und Siedlungsbaus. Psychologie im Dienste von Architektur und Stadtplanung* (S. 3-5). Göttingen: Verlag für Angewandte Psychologie.
- Delitz, H. (2016). Stadtsoziologie. *Köln Z Soziol*, 68, 587-591.
- Ehmayer, C. (2001). *Stadtgefühle. Presstext zur Konferenz „Österreichs erste Stadtpsychologin stellt sich vor“*. Abgerufen unter: <http://www.stadtpsychologie.at>
- Elias, N. (1939/1978): *Über den Prozeß der Zivilisation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Elias, N. (1969). *Die höfische Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Félonneau, M.-L. (2004). Love and loathing of the city: Urbanophilia and urbanophobia, topological identity and perceived incivilities. *Journal of Environmental Psychology*, 24, 43-52.
- Flade, A. (2015). Die Stadt aus psychologischer Perspektive. In A. Flade (Hrsg.), *Stadt und Gesellschaft im Fokus aktueller Stadtforschung*. (S. 211-257). Heidelberg: Springer.
- Fuhrer, U. (2008). Ortsidentität, Selbst und Umwelt. In E.-D. Lantermann & V. Linneweber (Hrsg.), *Enzyklopädie für Psychologie, Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie IX, Umweltpsychologie* (Bd. 1, S. 415-442). Göttingen: Hogrefe.
- Fuhrer, U. & Kaiser, F. G. (1993). Ortsbindung: Ursachen und deren Implikationen für die Wohnungs- und Siedlungsgestaltung. In H. J. Harloff (Hrsg.), *Psychologie des Wohnungs- und Siedlungsbaus* (S. 57-73). Göttingen: Hogrefe.
- Gerlich, T. (2006). *Psychologische Beiträge zur Stadtentwicklung. Am Beispiel des Projektes „Miteinander Im Lichtentalerpark“*. Daraus resultierende Veränderungspotenziale und Zufriedenheit unterschiedlicher Nutzergruppen. Unveröffentl. Diplomarbeit. Universität Wien.

- Gifford, R. (2007). *Environmental psychology: Principles and practice* (4th ed.). Colville: Optimal Books.
- Graumann, C. F. (1976). Die ökologische Fragestellung – 50 Jahre nach Hellpachs Psychologie der Umwelt. In G. Kaminski (Hrsg.), *Umweltpsychologie. Perspektiven – Probleme – Praxis* (S. 21-25). Stuttgart: Klett.
- Graumann, C. F. (1990). Ansätze zu einer Psychologie der Großstadt. In G. Lensch (Hrsg.), *Möglichkeiten der Analyse von natürlichen und kulturellen Regelsystemen und ihren Verknüpfungen im städtischen Lebensraum*. St. Ingbert: Röhrig.
- Harloff, H. J. & Ritterfeld, U. (1993). Psychologie im Dienste von Wohnungs- und Siedlungsplanung. In H. J. Harloff (Hrsg.), *Psychologie des Wohnungs- und Siedlungsbaus. Psychologie im Dienste von Architektur und Stadtplanung* (S. 33-41). Göttingen: Verlag für Angewandte Psychologie.
- Hellbrück, J. & Fischer, M. (1999). *Umweltpsychologie: ein Lehrbuch*. Göttingen: Hogrefe.
- Hellpach, W. (1952). *Mensch und Volk der Großstadt* (1. Aufl. 1939). Stuttgart: Enke.
- Hunecke, M. (2010). Leben und Wohnen in städtischen Regionen. In V. Linneweber, E.-D. Lantermann & E. Kals (Hrsg.), *Spezifische Umwelten und umweltbezogenes Handeln* (S. 339-364). Göttingen: Hogrefe.
- Jacobs, J. (1963). *Tod und Leben großer amerikanischer Städte*. Berlin: Birkhäuser.
- Jüttemann, A. (2017). *Berlin (West) – eine unwirtliche Stadt. Stadtautobahnen und Großsiedlungen in der Kritik 1954-1982*. Bisher unveröffentlichte Master-Thesis an der Bauhaus-Universität Weimar.
- Kaminski, G. (Hrsg.) (1976). *Umweltpsychologie. Perspektiven – Probleme – Praxis*. Stuttgart: Klett.
- Keul, A. G. (Hrsg.) (1995). *Wohlbefinden in der Stadt*. Weinheim: Beltz PVU.
- Kreis, M. (2012). *Karl Hegel. Geschichtswissenschaftliche Bedeutung und wissenschaftsgeschichtlicher Standort*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Mieg, H. (2013). Perspektiven der Stadtforschung. In H. A. Mieg & C. Heyl (Hrsg.), *Stadt. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart: Metzler.
- Mieg, H. A. & Hoffmann, C. (2006). Einführung in das Schwerpunktthema „Stadtpsychologie“. *Zeitschrift für Umweltpsychologie*, 10 (2), 2006.
- Milgram, S. (1970). Das Erleben der Großstadt. Eine psychologische Analyse. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 1, 142-152.
- Mitscherlich, A. (1965). *Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mumford, L. (1951). *Megalopolis. Gesicht und Seele der Gross-Stadt*. Wiesbaden: Bauverlag.
- Rambow, R. (2003). Zur Rolle der Psychologie für Architektur und Stadtplanung – didaktische und konzeptionelle Überlegungen. *Umweltpsychologie*, 1, 54-68.

- Reichow, H. (1959). *Die autogerechte Stadt*. Ravensburg: Rohr-Zänker
- Simmel, G. (1903). Die Großstädte und das Geistesleben. In Th. Petermann (Hrsg.), *Die Großstadt. Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung*. Jahrbuch der Gehe-Stiftung zu Dresden (Bd. 9, S. 185-206). Dresden.
- Von Uexküll, J. (1936). *Niegeschaute Welten. Die Umwelten meiner Freunde. Ein Erinnerungsbuch*. Berlin: Fischer.
- Wirth, L. (1938). Urbanism as a way of life. *American Journal of Sociology*, 44, 1-24.

Es begann in Berlin

Wege einer entwicklungspsychologischen Stadtforschung¹

Dietmar Görlitz

1 Was wissen Stadtkinder von ihrer Stadt? – Pädagogen fragen

1.1 Die Umfrage von Schwabe und Bartholomäi (1870)

Unser Thema „Kind und Stadt“ begann merkwürdig genug in Berlin. Die großen amerikanischen Forscher von heute (etwa Bronfenbrenner, 1983) weisen darauf hin. Da haben im „städtischen Jahrbuch“, ediert vom „statistischen Bureau der Stadt“, zwei Doktoren, Schwabe und Bartholomäi, unter dem eher formalen Titel „Ueber Inhalt und Methode einer Berliner Schulstatistik“ spannende Fragen gestellt. Berichten sie zunächst auch von Erwartbarem, wie dem Schulbesuch im allgemeinen, dem getrennt nach Konfessionen oder – schon weniger erwartbares Thema der Statistik – vom Verhältnis der Schulen, Klassen, Lehrer und Schüler oder dem der Schulen zum Bildungsbedürfnis der Berliner Gesellschaft (es sei denn, man engte die Verhältnisfrage frequenzstatistisch ein), verdichtet sich die Schlusspassage ihrer Rechenschaftslegung für die Jahre 1867 und 1868 auf faszinierend andere Inhalte, auf den „Vorstellungskreis der Berliner Kinder beim Eintritt in die Schule“ (zu finden auf den Schluss-Seiten des Beitrags, S. 59-77). Das ist neu. Man bedenke, dass es zu dieser Zeit – der Bismarckschen Ära – im rechten, etablierten Sinne noch keine Psychologie gab, wenngleich das Nachdenken über uns selbst nicht auf die Erlaubnis von Universitätsinstituten gewartet hat.

Die Kulturgeschichte des Abendlandes ist reich an Psychologie, und wir versuchen sie dadurch zu verdrängen, dass wir sie „vorwissen-

¹ Wiederabdruck eines früheren Beitrags nach einem Vortrag in der „Urania“ Berlin (Görlitz, 1993), mit freundlicher Genehmigung des Hogrefe-Verlags, Göttingen, und des Adolf-Würth-Zentrums für Geschichte der Psychologie an der Universität Würzburg. In seinem Bericht von Geschichte ist der Beitrag selbst – nach zweieinhalb Jahrzehnten seit seiner Erstveröffentlichung – Geschichte geworden, ohne die Aktualität seiner Botschaft, nun in einer Welt des Internets, eingebüßt zu haben. Kinder wachsen heran, auch in der Stadt der Moderne. Eigene Arbeiten zum Thema, auf welche der Text abschließend hinweist, wurden in der Zechenstadt Herten (Kr. Recklinghausen) weitergeführt und später mit einem internationalen Kongress als Projekt abgeschlossen (Görlitz, 1998; Görlitz, Harloff, Mey & Valsiner, 1998).

schaftlich“ nennen. Fast ein Jahrzehnt später erst hat Wilhelm Wundt, Philosoph und Naturwissenschaftler, den Beginn der internationalen Psychologie als Wissenschaft in Leipzig gesetzt. Und die Welt lernte bei ihm. Doch begann diese Psychologie nicht auf den Märkten, den Straßen einer Stadt oder ihren Caféhäusern (die erst später, wiederum ein Berliner, Kurt Lewin, zum „Wissenstreffpunkt“ machte), sie begann vor den Apparaturen eines Labors. Nicht so bei Schwabe und Bartholomäi (1870), die nicht Forschungslust, sondern ein „Promemoria“ des damaligen Oberbürgermeisters von Berlin auf den Weg brachte und für unsere speziellere Frage ein Schreiben des „Pädagogischen Vereins in Berlin“. Das war freilich keine Statistik um ihrer selbst willen, welche die Stadt verlangte, es ging um eine angemessene Statistik. Die Analyse konkreter schulischer Verhältnisse sollte zeigen, in welchem Umfang die Schule dem Bildungsbedürfnis der städtischen Bevölkerung in ihren sozialen Schichten genügte. Der Anfang lag in Berlin, im Hinhören auf das so unterschiedliche Bildungsbedürfnis der vier großen Klassen dieser Stadt – die als „Proletariat, Arme, eigentliche Bürgerschaft, als die höheren und höchsten Gesellschaftsklassen“ gegenwärtig werden. Im Ernstnehmen des Bildungsbedürfnisses einer städtischen Bevölkerung befragt man die Bildungseinrichtungen einer Stadt, klug erweiternd auf die Frage, mit welcher Art Vorstellungen denn Kinder dieser Stadt ihren Lebensweg mit Schuleintritt fortsetzen. Was hat „die Stadt“ mit ihnen bis dahin gemacht, wie bildet Stadt – und worauf kann Schule dann aufbauen? (Und erweiternd könnte man fragen:) Was muß sie ergänzen, ersetzen? Wie als ginge es um das Geschäft der beiden großen „Pädagogen“ und ihre gegenseitige Verhältnisbestimmung, städtisch-örtliche Verhältnisse nämlich und zur Bildung geschaffene Institutionen. Noch vor dem Ersten Weltkrieg wird ein anderer Berliner, Johannes Tews, dies als „Großstadtpädagogik“ begreifen. Was lehren unsere Städte? In welchem Umfang und in welcher Weise sind sie Lernorte – weniger gezielten, mehr beiläufigen Lernens?

Die Fachgeschichte ist eminent pädagogisch, und sie begann in Berlin, einer später für lange Zeit geteilten Stadt. Man kann daran erinnern, dass unsere Autoren sich nebenbei sehr viele Gedanken über die Sitzordnung in der Klasse und den kompensierenden Wert eines Schulspielplatzes machen, dass für sie „wahre Bildung“ immer „sittlich wirke“ (Schwabe & Bartholomäi, 1870, S. 15) – so dass man nach diesem Verständnis fast auch nach einer Sitte und sittenbildenden Funktion, Wirkung der Stadt fragen könnte, sie, die in vielen kulturpessimistischen Überlegungen vordem und nachher als eigentlicher Hort des Bösen und merklichen Elends galt. All dies muss ich widerstrebend übergehen, treffen wir doch in diesem Berlin, Berlin des Königreichs Preußen der ausgehenden 1860er-Jahre, auf eine heute fremde ständische Welt, in der „die Verschiedenheiten des Standes und des Vermögens“ zum Kern